

10 Abschied vom Homo Alpinus. Zur Geschichte der Schweizer Rassenforschung in globaler Perspektive

Pascal Germann

Es gibt heute eine Tendenz, Rassismus als ein persönliches Defizit von Bildungsfernen darzustellen, die mangels besseren Wissens ihren Vorurteilen frönen. Historisch ist das Gegenteil richtig: Rassismus basierte stets auf intellektuellen Konstruktionen, die in wesentlicher Hinsicht von Wissenschaftler:innen und Gelehrten hervorgebracht, legitimiert oder umgesetzt worden sind. Dies gilt auch für die Schweiz: An Schweizer Universitäten spielten seit dem 19. Jahrhundert Vorstellungen von Rassen eine bedeutende Rolle in vielen Bereichen der Humanwissenschaften. Ausgehend von der Disziplin der physischen Anthropologie entwickelte sich ein eigenes interdisziplinär ausgerichtetes Forschungsfeld, das sich auf Rassenfragen spezialisierte und deshalb als Rassenforschung oder Rassenbiologie bezeichnet worden ist. Es wäre verfehlt, alle diese wissenschaftlichen Beschäftigungen mit Rassen als rassistisch bezeichnen zu wollen, politisch harmlos waren sie aber in den seltensten Fällen. Indem Wissenschaftler:innen Bevölkerungen in Rassen einteilten oder bestehenden Einteilungen wissenschaftliche Autorität verliehen, trugen sie massgeblich zur Naturalisierung bzw. Rassifizierung sozialer Unterschiede bei und damit zu einem Prozess, der gesellschaftliche und politische Trenn- und Konfliktlinien verfestigte und verschärfte. Die Attraktivität des Rassenbegriffs speiste sich gerade daraus, dass er als Scharnierbegriff zwischen Wissenschaft und Politik fungierte (Schmuhl 2003). Einerseits hing die Rassenforschung in starkem Masse von der politischen Nachfrage nach rassistischem Differenzwissen ab, andererseits trug sie zu dieser Nachfrage bei: Untersuchungen zu Rassen brachten Ordnungskonzeptionen hervor, die Horizonte bevölkerungspolitischen Handelns absteckten, staatlich-administrative Praktiken ermöglichten und Visionen imperialer Herrschaft befeuerten.

Welche Kopplungen von Wissenschaft und Politik ermöglichten also den Aufstieg der Rassenforschung in der Schweiz? Seit den 1990er Jahren hat sich dazu ein Narrativ herausgebildet, das sich in Endlosschleife zu reproduzieren scheint, in Museen und Zeitungsartikeln, aber auch in der historischen Forschungsliteratur. Im Zentrum der Schweizer Rassenforschung sei – so der Kern des Narrativs – die Suche nach einer «alpinen Rasse» gestanden, die man als «Homo Alpinus Helveticus», eine Art schweizerischer Urrasse imaginiert habe. Die Rassenforschung habe also darauf abgezielt, die Schweizer Nation rassenbiologisch zu fundieren. So weit, so ungeheuerlich, doch das Ganze nimmt einen guten Ausgang. Trotz dem Vermessen unzähliger Schädel und Stellungspflichtigen, jahrzehntelanger Berechnungsarbeit und der Ausgabe von riesigen Geldsummen habe sich eine «schweizerische Rasse» nie finden lassen. Das Projekt der Schweizer Rassenforschung sei folglich grandios gescheitert, nicht zuletzt weil es mit dem multiethnischen Selbstbild der Schweiz und der dominanten Vorstellung der Willensnation kollidiert sei.

Das ist zweifellos eine ebenso unterhaltsame wie beruhigende Geschichte, bloss hat sie sich so nie ereignet. Wie ich andernorts ausführlich dargelegt habe (Germann 2016), fehlt diesem Narrativ jegliche empirische Evidenz. In keinem einzigen der Grossprojekte, die Schweizer Rassenforscher im 20. Jahrhundert durchführten, stand die Idee eines «Homo Alpinus Helveticus» oder die Suche nach einer «Schweizer Rasse» im Vordergrund. In der Programmatik der Schweizer Rassenforschung bildete die «Schweizer Nation» keine wesentliche Referenzkategorie und ihre namhaften Vertreter zeigten offensichtlich wenig Interesse an nationalen Identitätsdebatten. Dessen ungeachtet hält sich das «Homo-Alpinus»-Narrativ hartnäckig. Als die NZZ meinen Forschungen einen Artikel widmete, setzte die Onlineredaktion – völlig entgegen dem Inhalt des Artikels – den Titel «Die Forschung sucht den «reinrassigen Alpinen»» (Hafner 2017). Das Bild von den kauzigen Anthropologen, die vergeblich den reinrassigen Alpinen suchten, scheint sich selbst dann durchzusetzen, wenn man ihm explizit widersprechen will. Attraktiv ist dieses Bild deshalb, weil es die Geschichte der Schweizer Rassenforschung zu einer nationalmythischen Posse miniaturisiert und damit von der globalen Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts abtrennt. Damit übt es eine entlastende Funktion aus. Wenn man die Schweizer Rassenforschung einseitig in den Kontext von nationalen Identitätsdiskursen stellt, dann erscheinen die Aktivitäten der Schweizer Rassenforscher tatsächlich – wie der Historiker Guy Marchal (2008, 331) festhält – als “a marginal note to history, a note of mere academic or whimsical interest”.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich hingegen, wenn man die Geschichte der Schweizer Rassenforschung aus dem engen Rahmen nationaler Selbst-

verständigungsdiskurse löst und auf ihre transnationalen Beziehungen befragt. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, wie die namhaften Schweizer Rassenforscher sich an den Zielen der globalen Rassenforschung orientierten, hochgradig international vernetzt waren und gerade aufgrund ihrer Internationalität ein erhebliches wissenschaftliches Renommee gewannen. Die von der Schweizer Rassenforschung entwickelten Ideen, Konzepte, Methoden und Instrumente zirkulierten transnational und gewannen ihre Relevanz in den politischen Kontexten des europäischen Imperialismus, der internationalen Eugenik und einer Bevölkerungspolitik, die sich im Europa der Zwischenkriegszeit radikalisierte.

Angesichts der jahrzehntelang eingeübten Amnesie, mit der sich die Verwicklungen von Schweizer Akteur:innen in die europäische Rassismus- und Gewaltgeschichte vergessen liessen, scheint die Akzeptanz solcher globalgeschichtlichen Zusammenhänge immer noch schwer zu fallen. Ein Grund mehr, in der gebotenen Kürze darzulegen, was die Geschichte der Rassenforschung in der Schweiz offenlegt, wenn man vom «Homo Alpinus»-Narrativ Abschied nimmt. Dabei werde ich auf die weiter zurückreichende Tradition der Rassenforschung bis in die Zeit der Aufklärung nicht eingehen (dazu der Beitrag von Cretton in diesem Band), sondern in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts einsetzen, als sich eigentliche Zentren der Schweizer Rassenforschung herauszubilden begannen.

Die Herausbildung der Schweizer Rassenanthropologie im Wissensraum des europäischen Imperialismus, 1900–1918

Die Rassenforschung war ein heterogenes Forschungsfeld, das auf interdisziplinären Kooperationen beruhte. Eine führende Rolle übernahmen jedoch Vertreter der physischen Anthropologie, die sowohl an den Universitäten als auch in der Öffentlichkeit als eigentliche Rassenexperten galten. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelten sich zwei neu etablierte anthropologische Institute in der Schweiz zu Zentren der Rassenforschung, die eine enorme internationale Ausstrahlung ausübten. Erstens ist dies das Anthropologische Institut an der Universität Zürich, das durch zwei Figuren geprägt wurde, zum einen Rudolf Martin, für den 1899 in Zürich der erste Lehrstuhl für Anthropologie in der Schweiz errichtet wurde und der bald zum wohl einflussreichsten Anthropologen im deutschsprachigen Raum avancierte, und zum anderen sein Schüler Otto Schlaginhaufen, der 1911 seine Nachfolge antrat und bis 1951 als Direktor des Instituts amtierte (Keller 1995;

Keller 2006; Morris-Reich 2013; Germann 2016). Das Hauptaugenmerk der Zürcher Anthropologie lag auf einem praktischen Unterfangen, für welches das Institut internationale Berühmtheit erlangte. Gemeint ist die Entwicklung und Standardisierung der anthropometrischen Körpermesstechnik. Die in Zürich entwickelten Messtechniken, Beobachtungsformulare und Instrumente avancierten zu Exportschlagern: Sie wurden weltweit benutzt, um rassische Einteilungen vorzunehmen und rassische Zugehörigkeiten zu klären. Rassenforscher aus der ganzen Welt besuchten das Zürcher Institut, um sich in den Zürcher Messtechniken ausbilden zu lassen, am Zürcher Institut zu arbeiten oder sich mit Zürcher Anthropologen auszutauschen.¹ Von Ostasien bis nach Südamerika orientierten sich Rassenforscher an den in Zürich entwickelten Methoden und benutzten Instrumente, die eine mit dem Anthropologischen Institut zusammenarbeitende Zürcher Firma herstellte. Keine andere Anthropologenschule übte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen so grossen Einfluss auf die anthropometrische Messmethodik aus wie die Zürcher Anthropologie.² Die in Zürich entwickelten Messverfahren und -instrumente bildeten gleichsam einen global verwendbaren Baukasten zur metrischen Identifizierung von Rassenunterschieden.

Zum zweiten wichtigen Zentrum der Schweizer Rassenforschung avancierte das Laboratoire d'Anthropologie an der Universität Genf (das nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Département d'Anthropologie aufgewertet wurde). Für Jahrzehnte war die Genfer Anthropologie geprägt durch Eugène Pittard, der 1901 das Musée ethnographique gründete und ab 1916 an der Universität Genf die erste Professur für physische Anthropologie in der Westschweiz besetzte (Reubi 2010). Pittards Forschungen und wissenschaftlichen Aktivitäten waren ebenfalls stark international ausgerichtet. Sein besonderes Interesse galt dem Balkan, wo er seit dem frühen 20. Jahrhundert aufwändige Untersuchungen durchführte (Pittard 1920). Diese Forschungen trugen massgeblich zum Aufstieg Pittards zu einem international renommierten Experten der Rassenanthropologie bei und dank seinem breiten wissenschaftlichen Netzwerk avancierte Genf zu einem Treffpunkt von Forschern zur Rassenanthropologie Südosteuropas und des Nahen Ostens. Nicht nur wissenschaftlich war Pittard international vernetzt, sondern er pflegte auch enge Kontakte zu Vertretern internationaler Organisationen, politischen Ministern und sogar zu Staatsoberhäuptern, die auf seine rassenanthropologische Expertise zurückgriffen. Bei Pittard zeigt sich besonders deutlich,

1 Archiv AIZ, Korrespondenzen, 1928-1951.

2 Archiv AIZ, Korrespondenzen, Tildesley an Schlaginhausen, 30.10.1935 und 6.11.1936.

wie der Rassenbegriff als eine Scharnierstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit fungierte (Reubi 2010).

Zwischen den Genfer und Zürcher Anthropologen gibt es auffallende Gemeinsamkeiten. Sowohl Martin als auch Pittard erhielten in den 1880er und 1890er Jahren ihre anthropologische Ausbildung an der 1875 von Paul Broca gegründeten Ecole d'Anthropologie in Paris. Das dort gelehrte biologische Verständnis der Anthropologie prägte ihre Auffassungen. Sowohl die Genfer als auch die Zürcher Anthropologen ordneten dementsprechend ihre Disziplin den Naturwissenschaften zu und beide orientierten sich an den in Paris gelernten anthropometrischen und kranilogischen Methoden. Schliesslich spielte für beide der Rassenbegriff eine zentrale Rolle. Zum einen leitete er als heuristischer Suchbegriff die eigene Forschungsarbeit an, zum anderen ermöglichte er als globales Deutungsschema Kommunikation und Austausch mit Wissenschaftler:innen rund um die Welt. Der Rassenbegriff blieb dabei offen und vage. Einig waren sich jedoch die namhaften physischen Anthropologen in der Schweiz darin, dass der Rassenbegriff ausschliesslich auf eine biologische Realität verweise und deshalb deutlich von kulturellen Kollektivkategorien wie Volk, Nation und Sprachgruppe unterschieden werden müsse (Martin 1901; Pittard 1924). Einerseits unterstrichen sie damit ihren Expertenstatus, indem sie klarstellten, dass Rassenfragen allein in den Zuständigkeitsbereich einer naturwissenschaftlich orientierten Anthropologie fielen. Andererseits nahmen sie diese begriffliche Klärung vor, um sich von populärwissenschaftlichen Rassentheorien abzugrenzen, die schon damals als unwissenschaftlich und rein politisch motiviert kritisiert wurden. So betonten sowohl Pittard als auch Martin und Schlaginhaufen stets, dass die Anthropologie nicht zu nationalistischen oder anderen politischen Zwecken vereinnahmt werden dürfe. Seine Glaubwürdigkeit gewann dieses Bekenntnis zu einer unpolitischen, rein wissenschaftlichen Anthropologie aufgrund eines Standortvorteils: In einem Land mit neutralem Selbstverständnis und ohne Kolonien standen Schweizer Rassenforscher weniger unter Ideologieverdacht als etwa ihre Kollegen aus Deutschland oder Grossbritannien. Vor diesem Hintergrund war die Selbstvermarktung als unpolitische Anthropologie äusserst erfolgreich und trug massgeblich zur internationalen Attraktivität der anthropologischen Institute in Genf und Zürich bei. Die dort entwickelten Konzepte, Methoden und Instrumente galten als Garanten einer objektiven und neutralen Wissenschaft, weshalb Rassenforscher in den unterschiedlichsten Ländern sie gerne nutzten, um ihren Untersuchungen Legitimität und Autorität zu verleihen.

Mit Blick auf Rudolf Martin, der im beginnenden 20. Jahrhundert wie kaum ein anderer auf eine empirisch gewissenhafte und wertfreie Anthropol-

logie pochte, ist in der historischen Forschung die These vertreten worden, dass erst mit dem Ersten Weltkrieg eine Politisierung der Anthropologie eingesetzt habe (Evans 2010). Diese These ist deshalb nicht plausibel, weil sie den zentralen politischen Kontext ausblendet, der den Aufstieg der physischen Anthropologie ermöglichte und prägte: Den europäischen Imperialismus. Es ist bemerkenswert, dass sämtliche namhaften Anthropologen in der Schweiz, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu Rassenfragen forschten, ihre wesentlichen Forschungserfahrungen in kolonialen Herrschaftsgebieten gewonnen hatten oder zumindest in Kontexten, die man – wie im Fall des Balkans – als «semikolonial» (Todorova 1999, 35) bezeichnen kann. Welche Bedeutung dem Kolonialismus für die Entwicklung der physischen Anthropologie und der Rassenforschung in der Schweiz zukam, zeigt besonders deutlich das Beispiel des Anthropologischen Instituts in Zürich.³ In derselben um 1900 gehaltenen Antrittsvorlesung, in welcher Rudolf Martin für eine dezidiert unpolitische Anthropologie plädierte, verwies er zugleich auf den Nutzen der physischen Anthropologie für die koloniale Herrschaft. «Die Regierung eines Volkes niederer Kulturstufe» – so Martin (1901, 26–27) – könne nur dann erfolgreich sein, wenn auf dessen «physische und psychische Eigenart» Rücksicht genommen werde. Anthropologisches Fachwissen gehöre deshalb zu den wichtigsten Anforderungen, die an einen Kolonialbeamten zu stellen seien. Gleichzeitig wusste Martin aus eigener Erfahrung, wie sehr Anthropologen auf die Kooperation von Kolonialverwaltern angewiesen waren. Sowohl Martin als auch Schlaginhaufen erlangten ihr wissenschaftliches Renommee im Wesentlichen aufgrund ihrer ausgedehnten Forschungen in Südostasien, die sie nur dank der Unterstützung der deutschen bzw. britischen Kolonialmacht durchführen konnten. Die Zürcher Anthropologen nutzten die kolonial beherrschten Territorien als Experimentierfelder, um ihre Messmethoden und -instrumente zu erproben und weiterzuentwickeln. Dabei profitierten sie von den kolonialen Herrschaftsstrukturen: So wurde Schlaginhaufen bei seinen Expeditionen von deutschen Polizeisoldaten begleitet und unter diesen Bedingungen gelang es ihm, mehr als Tausend Melanesier:innen anthropometrisch zu vermessen. Das Zürcher Messprogramm, das zum globalen Exportschlager avancierte, basierte auf Untersuchungen, die nur dank den Machtasymmetrien und Gewaltverhältnissen in kolonialen Herrschaftsgebieten möglich wurden (Germann 2015a).

Zentral waren koloniale Territorien aber nicht nur als Experimentierfelder, sondern auch als Absatzmärkte für rassisches Differenzwissen. So gehörten Forscher in kolonialen Kontexten zu den wichtigsten Abnehmern

3 Zu den Austauschbeziehungen zwischen Basler Anthropologie und niederländischem Imperialismus siehe die ausgezeichnete Studie von Bernhard Schär (2015).

der in Zürich entwickelten Messformulare, -anleitungen und -instrumente. Durch den globalen Erfolg des Zürcher Messprogramms bestimmte die Zürcher Anthropologie mit, wie rassische Unterschiede in kolonialen Kontexten bestimmt wurden, und formten damit die Legitimationsdiskurse und Herrschaftsinstrumente des europäischen Imperialismus mit. Das Beispiel der Zürcher Anthropologie zeigt, wie sich die Schweizer Rassenforschung im Wissensraum des europäischen Imperialismus herausbildete und zugleich diesen Wissensraum mitgestaltete.

Der Blick wendet sich nach Innen: Schweizer Rassenforschung, internationale Eugenik und die Neuordnung Europas, 1918–1945

Nach dem Ersten Weltkrieg erlebte die Schweizer Rassenforschung einen Boom: Untersuchungen wurden nun aber seltener in kolonialen Kontexten als vielmehr in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern durchgeführt. Dabei kam es zu rassenanthropologischen Grossprojekten, die bisherige Untersuchungen in den Schatten stellten. Am bekanntesten ist eine von Schlaginhaufen geleitete Militäruntersuchung, die auch im internationalen Vergleich ein gigantisches Ausmass annahm und als Vorbild für Rassenuntersuchungen in anderen Ländern diente. Sie basierte auf der Vermessung von über 35 000 Stellungspflichtigen und zielte darauf ab, die rassische Zusammensetzung der Schweizer Bevölkerung zu eruieren (Schlaginhaufen 1928). Falsch ist jedoch die Annahme, dass diese Hinwendung zum Schweizer Kontext mit einer patriotischen Engführung des rassenanthropologischen Diskurses einherging. Vielmehr waren es internationale Entwicklungen, die bewirkten, dass sich der rassenanthropologische Blick vermehrt nach Innen verlagerte.

Zunächst ist ein forschungspraktischer Grund zu nennen: Aufgrund der Krise des europäischen Kolonialismus erwies es sich nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend als schwierig, Untersuchungen in kolonialen Kontexten durchzuführen. Der Verlust der deutschen Kolonien führte dazu, dass vor allem die Zürcher Rassenforscher einen wichtigen Zugang zu Kolonialgebieten verloren. Eine Alternative boten britische Kolonien. Dort stiessen rassenanthropologische Untersuchungen aber vermehrt auf Widerstände, zum einen von der kolonisierten Bevölkerung, die Vermessungen nicht selten verweigerte, zum anderen aber auch von Kolonialverwaltern, die solchen Untersuchungen zunehmend skeptisch gegenüberstanden, da sie Störungen der kolonialen Ordnung befürchteten (Germann 2015a).

Die Verlagerung des Forschungsschwerpunktes in die Schweiz war aber auch die Folge eines programmatischen Wandels. Vor dem Hintergrund bevölkerungspolitischer Debatten während des Ersten Weltkrieges verstand sich die Anthropologie nun vermehrt als eine anwendungsorientierte Wissenschaft, die sozialtechnologische Antworten auf Fragen zum Umgang mit Minderheiten sowie auf soziale und volksgesundheitliche Probleme der Industriegesellschaften versprach. Es waren in erster Linie zwei, wiederum internationale Kontexte, die es der Schweizer Rassenanthropologie nach dem Ersten Weltkrieg erlaubten, ihre bevölkerungspolitische Relevanz zu demonstrieren: Erstens die internationale Bewegung der Eugenik und zweitens die Debatte um eine Neuordnung Europas.

Nach dem Ersten Weltkrieg – und damit beginne ich mit dem ersten Kontext – fand eine deutliche Hinwendung der physischen Anthropologie zur Eugenik statt, womit die von ihr lancierten Rassenforschungen ein neues Fernziel verfolgten: Die Verbesserung des Erbgutes von ganzen Bevölkerungen. Die Einführung eugenischer Ideen in den anthropologischen Diskurs war dabei oft mit einem Rassismus verschränkt, der sich aus kolonialen Superioritätsansprüchen speiste. Schlaginhaufen beispielsweise stellte in einem Vortrag von 1915 klar, woher die eugenische Hauptgefahr komme: Die Präsenz afrikanischer und asiatischer Kolonialsoldaten sei «auf das strengste zu verurteilen», denn «die durch die Einführung der farbigen Hilfstruppen hervorgerufenen Mischungen zwischen Weissen und Farbigen sind eine Beeinträchtigung des europäischen Menschen, ein Raub am Erbgut der weissen Rasse» (Schlaginhaufen 1916, 32). Der Erste Weltkrieg drohte die Grenzziehungen zwischen europäischer und kolonialisierter Bevölkerung und mithin das zentrale Ordnungsprinzip der Rassenanthropologie zu unterminieren. Gegen die Erosionskraft einer Egalität, die als natürlich erachtete Hierarchien in Frage stellte, forderte Schlaginhaufen eine absolute Differenz ein und als privilegierter Signifikant dieser Differenz fungierte die «weisse Rasse», der die eugenische Sorge im darwinistischen Überlebenskampf galt.

Dieser Bezug auf die «weisse Rasse» fand denn auch Eingang in die Statuten der 1921 in Zürich gegründeten, sehr finanzkräftigen Julius Klaus-Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene, die zur wichtigsten Finanzierungsquelle für die Rassenforschung in der Schweiz avancierte (Germann 2016, 37–64). Dort hiess es, dass die Stiftung alle Bestrebungen unterstütze, «deren Endziel auf die Vorbereitung und Durchführung praktischer Reformen zur Verbesserung der weissen Rasse» gerichtet sei (Stiftungsreglement 1922, 5). Das Kuratorium der Stiftung, die von Schlaginhaufen präsiert wurde, bestand jeweils aus einem Vertreter der Kantonsregierung sowie vorwiegend aus namhaften Professoren

der Universität Zürich. Zwischen 1920 und 1970 waren nicht weniger als fünf Rektoren der Universität während ihrer Amtszeit zugleich Mitglied dieser bedeutendsten eugenischen Institution der Schweiz. Ihre erheblichen Geldsummen setzte die Stiftung vor allem für die Förderung der Vererbungs-forschung ein, worunter sie auch Rassenuntersuchungen subsumierte. Letztere hielt das Kuratorium für eine «unerlässliche Vorbedingung für die Lösung der Endaufgaben unserer Stiftung»⁴, sprich «die Verbesserung der weissen Rasse». Das Beispiel der Julius Klaus-Stiftung zeigt, dass eine eugenisch orientierte Rassenforschung, wie sie sich nach dem Ersten Weltkrieg herausgebildet hatte, über breite Akzeptanz und erhebliche Unterstützung an den Schweizer Universitäten verfügte.

Es ist bemerkenswert, dass sich die eugenischen Zielsetzungen der Zürcher Stiftung nicht etwa auf die Schweizer Nation bezogen, sondern auf die supranationale und globale Kategorie der «weissen Rasse», die sich im transatlantischen Sklavenhandel sowie im Expansionsstreben des europäischen Imperialismus herausgebildet hatte. Damit suchte Schlaginhaufen den Anschluss an die internationale eugenische Bewegung. Wie der Soziologe Stefan Kühl (2014) zeigt, formierte sich diese nach dem Ersten Weltkrieg als «Internationale der weissen Rasse», womit ein gemeinsamer Bezugspunkt geschaffen wurde, der Differenzen zwischen nationalen eugenischen Organisationen überbrücken sollte. Die führende Rolle übernahm dabei die «International Federation of Eugenics Organization» (IFEEO). Schlaginhaufen war als Vertreter der Julius-Klaus Stiftung aktives Mitglied dieser eugenischen Dachorganisation und seine Forschungen richtete er weitgehend nach ihren Zielen aus. Als sich in den 1930er Jahren die IFEEO aufgrund der Dominanz von nazifreundlichen Eugenikern immer mehr in ein Instrument der nationalsozialistischen Aussenpolitik verwandelte (Kühl 2014, 193), erreichte Schlaginhaufens Engagement in der Organisation einen Höhepunkt. Im Jahr 1934 war er Gastgeber der internationalen Konferenz der IFEEO und bot damit den deutschen Rassenhygienikern eine ideale Plattform, um im «neutralen» Zürich für die deutsche Rassenpolitik und die eugenische Gesetzgebung in Deutschland zu werben (Germann 2017).

Die Genfer Anthropologie wandte sich nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls eugenischen Fragen zu. Eine entsprechende Programmatik schlug sich dabei vor allem in einem Forschungsfeld nieder, dem sich Eugène Pittard seit den 1920er Jahren mit viel Engagement widmete: Der Untersuchung eines Zusammenhangs von Rassenzugehörigkeit und Krankheitsdisposition. Diese Verbindung von Rassenanthropologie und Epidemiologie gehörte zu einem Forschungsschwerpunkt der internationalen Eugenik und dementsprechend

4 Archiv AIZ, Protokoll des Kuratoriums der JKS, Sitzung vom 22.12.1926.

ergab sich die Gelegenheit für internationale Kooperationen. So führte Pittard gemeinsam mit dem italienischen Eugeniker Alfredo Niceforo im Auftrag der Hygienekommission des Völkerbundes eine gesamteuropäische Studie über die Zusammenhänge zwischen Rassenzugehörigkeit und Krebssterblichkeit durch (Niceforo & Pittard 1926). Ihr Ergebnis, dass die nordische Rasse das höchste Krebsrisiko aufweise, sorgte für internationale Aufmerksamkeit und bestätigte die Deutung von Krebs als Krankheit der «weissen Rasse». Krebs war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie kaum eine andere Krankheit mit eugenischen Befürchtungen über den Niedergang der «weissen Rasse» verknüpft (Wailoo 2011).

Auch für Programmatik und Resonanz von Pittards Rassenforschungen waren folglich Entwicklungen der internationalen Eugenik von grosser Bedeutung. Anders als Schlaginhaufen wurde der Genfer Anthropologe, der stets auf Distanz zur nationalsozialistischen Eugenik blieb, jedoch nicht Mitglied der IFEO, sondern schloss sich mit dem Laboratoire d'Anthropologie der Konkurrenzorganisation «Fédération Internationale Latine des Société d'Eugénique» an, die 1935 vom faschistischen Eugeniker Corrado Gini gegründet wurde. Aufgrund ihrer Orientierung an einer katholischen Eugenik war die Organisation kritisch gegenüber Sterilisationsmassnahmen und setzte demgegenüber auf eine positive, pronatalistisch orientierte Eugenik (Cassata 2011, 143; Kühl 2014, 197–98). Die Spaltungen der internationalen Eugenik, die in den 1930er Jahren zunehmend zu einer Zersplitterung der Bewegung führten, trennten folglich auch die beiden Zentren der Schweizer Rassenforschung.

Neben der Eugenik existierte ein zweiter Kontext, der die politische Nachfrage nach rassenanthropologischer Expertise erhöhte: Die Diskussionen um eine Neuordnung Europas, die während und nach dem Ersten Weltkrieg die grundsätzlichen Fragen nach den Kriterien von nationalen Grenzziehungen und nationaler Zugehörigkeit aufwarfen. Diese Diskussionen erlaubten es Schweizer Anthropologen, den Nutzen von Rassenforschungen für sozial-technologische Lösungen von Bevölkerungs- und Minderheitenfragen zu demonstrieren. Besonders deutlich zeigt sich dies bei einer Schrift mit dem Titel «Frontières Nationales», die der Westschweizer Anthropologe George Montandon (1915) während des Ersten Weltkrieges verfasste. Mit seinem Text entwarf Montandon einen Vorschlag für eine nationale Neuordnung Europas, die einen dauerhaften Frieden ermöglichen sollte. Dabei wolle er den Vorteil des schweizerischen Standortes ausnutzen. Von hier aus könne die Frage ausschliesslich «neutral, objektiv, wissenschaftlich» beurteilt werden (Montandon 1915, 5). Wie die anderen Schweizer Anthropologen plädierte Montandon zunächst für eine klare Trennung der Begriffe Rasse,

Sprachgruppe, Nation und Volk. Während die Begriffe Rasse und Ethnie, die er in diesem Text fast austauschbar verwendete, die natürlichen Einteilungen der Menschheit beschreiben würden, sei Nation ein politischer und Sprachgruppe ein linguistischer Begriff. Sein Argument lautete jedoch, dass die Grenzen zwischen Nationen jeweils stabiler wären, wenn sie mit «natürlichen» – sprich geografischen oder ethnischen – Grenzen identisch seien. Um zukünftige Konflikte und Kriege zu vermeiden, seien deshalb ethnisch homogene Nationalstaaten zu schaffen. Die Massnahmen, die Montandon zur Durchsetzung dieser ethnischen Homogenisierung empfahl, waren radikal: Nach der Fixierung einer nach ethnischen und geographischen Kriterien gezogenen Grenze seien alle Angehörige nichtnationaler ethnischer Minderheiten – auch unter Anwendung von Gewalt – massenhaft auszusiedeln. Montandons Text ist damit das früheste bekannte Dokument, in welchem die Idee von «ethnischen Säuberungen» als Teil einer umfassenden bevölkerungspolitischen Konzeption Europas skizziert und als valable politische Handlungsoption legitimiert wurde (Lemberg 2000, 167; Naimark 2004, 30). Mit seinen radikalen Vorschlägen weist Montandon der Anthropologie einen neuen bevölkerungspolitisch relevanten Aufgabenbereich zu. Als Experten ethnischer und rassischer Grenzziehungen sollen Anthropologen dazu beitragen, die Ordnungsprobleme der Gegenwart zu lösen.

Montandon widmete sich in den folgenden Jahrzehnten mit zunehmender Radikalität dieser Aufgabe. Seine weitere Karriere führte ihn nach Frankreich, wo er 1931 Dozent an der Ecole d'Anthropologie in Paris wurde. Neben rassenanthropologischen Studien verfasste er in den 1930er Jahren vermehrt auch eugenische und antisemitische Schriften, die innerhalb der französischen Rechten positiv aufgenommen wurden und seinen Aufstieg unter dem Vichy-Regime vorbereiteten. Er wurde Leiter der Zeitschrift «Ethnie française» und Direktor des antisemitischen Institut d'étude des questions juives et ethnoraciales. Ende 1941 setzte ihn das Generalkommissariat für Judenfragen als Rassenexperten ein, um mit Hilfe von anthropometrischen Methoden rassische Identifikationen vorzunehmen. Damit beteiligte sich Montandon aktiv an der Umsetzung der «Endlösung» in Frankreich. Schliesslich verübte ein Kommando der Résistance ein Attentat auf ihn, an dessen Folgen er im Sommer 1944 verstarb (Knobel 1999; Krassnitzer 2007).

Die Biographie von Montandon ist zweifellos aussergewöhnlich. Allerdings wandten sich auch andere Schweizer Rassenanthropologen in den 1930er Jahren vermehrt politischen Kontexten zu, die es erlaubten, sich als Forscher und Experten zu profilieren. Eugène Pittard bereiste etwa mehrmals die Türkei, wo er den Staatsgründer Kemal Atatürk persönlich kennenlernte, mit dessen Visionen einer modernen Türkei er sympathisierte. Aufgrund

dieser politischen Beziehungen wurde Pittard zum wichtigsten Förderer der Anthropologie in der Türkei. Als Doktorvater von Atatürks Adoptivtochter Afet Inan unterstützte er etwa massgeblich das von der Regierung lancierte Grossprojekt über die Anthropologie der türkischen Bevölkerung (Inan 1941). Wie der Historiker Hans-Lukas Kieser (2007) herausgearbeitet hat, war der Genfer Anthropologe wesentlich daran beteiligt, die moderne Türkei rassenanthropologisch zu legitimieren, indem er etwa die Vorstellung einer rassisch homogenen Türkei stützte, die anthropologisch nicht zu Asien, sondern zu Europa gehöre. Die Zürcher Anthropologen wiederum profitierten von der beispiellosen Aufmerksamkeit und staatlichen Förderung, welche die Rassenforschung in einem zunehmend faschistisch dominierten Europa erfuhren, indem sie etwa Forschungsaufenthalte an renommierten Instituten in NS-Deutschland durchführten. Im Gegenzug boten sie ihre Expertise für Rassenforscher in faschistischen Staaten an. So unterstützten sie den Aufbau von neuen Instituten oder vermittelten ihre Messinstrumente selbst an Forscher, die direkt an den nationalsozialistischen Verbrechen beteiligt waren (Germann 2016, 141–150).

So unterschiedlich diese Beispiele sind, sie zeigen, dass sich Schweizer Rassenforscher an der Konzipierung, Legitimierung oder – im Fall von Montandon – sogar Umsetzung einer Biopolitik beteiligten, die im Zeitalter der Weltkriege eine neue Dimension der Gewalt erfuhr. Die Schweizer Rassenforschung erlebte in der Zwischenkriegszeit gerade nicht eine patriotische Vereinnahmung durch eine Anbindung an nationale Identitätsnarrative. Vielmehr fand die politische Verstrickung der Schweizer Rassenforschung auf europäischer und globaler Ebene statt. Gerade weil die Schweizer Rassenforschung nicht als nationalistisch galt, sondern als neutral und objektiv, war sie attraktiv, um bevölkerungspolitische Vorhaben zu legitimieren und mit wissenschaftlicher Autorität zu versehen.

Nach 1945: UNESCO, Humangenetik und die Kontinuität der Rassenforschung

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg gelten gemeinhin als eine Phase des endgültigen Niedergangs der Rassenforschung. Nach der gängigen Darstellung bewirkten die Verbrechen des Nationalsozialismus einen Meinungsumschwung: Die Kritik an der Rassenforschung, wie sie in der Zwischenkriegszeit erst von einer Minderheit von antirassistischen Anthropologen und Genetikern vertreten wurde, sei nach 1945 unter Wissenschaftlern zur dominierenden Auffassung aufgestiegen (Stepan 1982; Barkan 1992). Die

UNESCO-Stellungnahmen zum Rassenkonzept von 1950 und 1951, welche der Rassendiskriminierung die wissenschaftliche Grundlage entziehen sollten, werden dabei oft als Endpunkt dieses Niedergangs der Rassenforschung beschrieben. Im optimistischen Narrativ zur Nachkriegszeit triumphiert dabei nicht nur der Antirassismus, sondern auch die Wissenschaft: In Abgrenzung zur nun diskreditierten Rassenforschung habe sich die neue Wissenschaft der Humangenetik herausgebildet, welche die Erforschung menschlicher Vererbung auf solide wissenschaftliche Füße gestellt habe.

Dieses nach wie vor dominante Narrativ muss jedoch stark relativiert und differenziert werden. Neuere Untersuchungen zeigen, wie rassistische Klassifikationen, Ideen und Konzepte nach 1945 erstaunlich persistent blieben und bis heute eine Kontinuität in verschiedenen Feldern der Biowissenschaften und der Medizin erfahren haben (Plümecke & Schramm in diesem Band). Das Schweizer Fallbeispiel macht zudem deutlich, dass die Epochenwende von 1945 auch für das eigentliche Gebiet der Rassenforschung keinen Bruch bedeutete (Germann 2021). Wie die folgenden Ausführungen zeigen, beginnt die Schweizer Rassenforschung gegen Ende der 1950er Jahre zwar an Bedeutung zu verlieren, in der unmittelbaren Nachkriegszeit war diese Entwicklung aber kaum absehbar: Gerade dank dem Aufschwung der Humangenetik erlebte die Rassenforschung in der Schweiz im ersten Nachkriegsjahrzehnt einen Höhepunkt.

Am Anthropologischen Institut der Universität Zürich – um mit dem ersten Zentrum der Schweizer Rassenforschung zu beginnen – deutete in den Nachkriegsjahren wenig auf einen Niedergang der Rassenforschung hin. Zwar fielen durch den Untergang des nationalsozialistischen Imperiums wichtige Kontakte weg, doch Schlaginhaufens Netzwerk blieb erstaunlich international ausgerichtet. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg bemühten sich Forschende aus so unterschiedlichen Ländern wie Uruguay, Indien oder den USA um Forschungsaufenthalte am Anthropologischen Institut in Zürich. Zahlreiche europäische Kolleg:innen suchten zudem die Unterstützung der Zürcher Anthropologen, um die durch den Krieg unterbrochenen Rassenuntersuchungen fortzusetzen oder neue Projekte zu lancieren. Südafrikanische Forscher wiederum festigten in den 1940er Jahren ihre Beziehungen zur Zürcher Anthropologie und nutzten Schlaginhaufens Rassenuntersuchungen als Vorbild für Forschungsprojekte, die sie im sich herausbildenden Apartheidstaat durchführten. Schliesslich kauften Forschende aus der ganzen Welt weiterhin die Messinstrumente in Zürich und verwendeten die dort entwickelten Messmethoden zur Bestimmung von Rassenunterschieden.⁵

5 Archiv AIZ, Korrespondenz, 1944–1949.

Dieser anhaltende Erfolg der Zürcher Anthropologie war mitunter darauf zurückzuführen, dass es ihr gelang, ihre Reputation als unpolitische, neutrale und rein wissenschaftliche Institution aufrechtzuerhalten. Sie profitierte dabei von Neutralitätsnarrativen der Nachkriegszeit, die Mustern der Umdeutung und der Verdrängung folgten. Die wissenschaftliche Erinnerungsliteratur zelebrierte nun die Schweiz als neutrale Wissenschaftsinsel, die sich im Meer politisch korrumpierter Forschung erfolgreich behauptet habe (Germann 2016, 336–338). Die politischen Verstrickungen von Schweizer Wissenschaftlern zur Zeit des Nationalsozialismus liessen sich dabei erfolgreich vergessen. Zugleich verweist die anhaltende Internationalität der Zürcher Anthropologie darauf, dass die globale Nachfrage nach rassischem Differenzwissen auch nach 1945 hoch blieb. Die Nachkriegsjahre in Europa waren geprägt durch fortgesetzte rassistische Gewalt, die durch Bestrebungen begleitet wurde, Bevölkerungen rassistisch zu kategorisieren (Lowe 2012, 187–188). Auch zeichnete sich in der europäischen Wahrnehmung der Nachkriegszeit noch kein Ende des Kolonialismus ab. Vor diesem Hintergrund entwickelten sich nach 1945 keineswegs alle politischen Kontexte zu Ungunsten der Rassenforschung, wie das Beispiel von Südafrika zeigt. Dementsprechend blieben wesentliche politische Voraussetzungen bestehen, die der Rassenforschung Legitimität und Resonanz verliehen.

Nicht zuletzt aufgrund ihrer internationalen Beziehungen verfügte die Rassenforschung an der Universität Zürich weiterhin über viel Autorität. Als die Emeritierung von Otto Schlaginhaufen näher rückte und die Zürcher Kantonsregierung 1949 die Frage aufwarf, ob sein Lehrstuhl neu besetzt werden solle, sah sich die Professorenschaft der Universität Zürich zu einer resoluten Reaktion veranlasst. In einer umgehend einberufenen Versammlung verabschiedeten sämtliche Professoren der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultät eine Stellungnahme, die sich in deutlichen Worten für eine Fortführung der Rassenanthropologie an der Universität Zürich einsetzte.⁶ So plädierte die Stellungnahme für die Fortsetzung von «rassenkundlichen Bestandesaufnahmen», die sie nicht zuletzt aus eugenischen Gründen für unerlässlich hielten. Zudem argumentierten die Zürcher Professoren mit dem «hervorragenden internationalen Ansehen» des anthropologischen Instituts. Die dort entwickelten Messmethoden fänden «heute in der ganzen Welt Anwendung». Eine Aufhebung des Lehrstuhls müsste deshalb «der internationalen Fachwelt als ein unverständlicher Abbruch einer angesehenen Universitätstradition erscheinen». Hier zeigt sich, wie die ausgeprägte

6 UAZ, AB.1.0873, Dekanate der Philosophischen Fakultät II und der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, 27.10.1949.

Internationalität der Rassenforschung eine wesentliche Ressource bildete, mit der ihre Vertreter Akzeptanz und wissenschaftliches Prestige gewannen.

Die Stellungnahme der Zürcher Professorenschaft zeitigte Erfolg. Von einer Aufhebung des Lehrstuhls war in der Folge keine Rede mehr. Wie von Schlaginhaufen gewünscht, wurde auf den Lehrstuhl schliesslich Adolph Hans Schultz berufen. Dieser brachte die Primatologie nach Zürich und sorgte somit für einen Wandel der Forschungsschwerpunkte (Chaoui 2004). Bereits in seiner Antrittsvorlesung machte Schultz jedoch klar, dass er diese Umorientierung nicht als Bruch mit der Zürcher Tradition verstanden wissen wollte. Dementsprechend vertrat er auch die Auffassung, dass die Rassenkunde und die Eugenik in den USA «in unverdienten Misskredit geraten» sei.⁷ In der Lehre lasen Schutz und seine Nachfolger denn auch weiterhin zur «menschlichen Rassenkunde» und setzten damit eine Lehrtradition fort, die erst Ende der 1970er Jahre enden sollte (Keller 2006, 65).

Als der Anthropologe Eugène Pittard emeritierte, bot sich auch an der Universität Genf die Gelegenheit für einen Wandel. Die Universität Genf setzte jedoch ebenfalls auf Kontinuität. 1949 berief sie Pittards Schüler Marc-Rodolphe Sauter auf den Lehrstuhl für Anthropologie. Der erst 35-jährige Anthropologe trat in die Fussstapfen seines Lehrers und sorgte dafür, dass die Rassenforschung für Jahrzehnte die Forschungsagenda der Genfer Anthropologie bestimmte. In seinem Buch «Les Races de l'Europe» würdigte Sauter (1952) die bisherigen Bestrebungen der Rassenforschung, die europäische Bevölkerung in distinkte Rassen aufzuteilen, und referierte dabei auch führende Rassenforscher Nazideutschlands oder den antisemitischen Anthropologen George Montandon. Indem Sauter die unterschiedlichen Klassifikationssysteme verglich, kam er zum Ergebnis, dass der Konsens unter Anthropologen, wie die europäische Bevölkerung rassistisch zu klassifizieren sei, wesentlich grösser sei als angenommen werde (Sauter 1952, 158–59). Sauters Buch zielte offensichtlich darauf ab, der europäischen Rassenforschung neue Autorität zu verleihen.

Bemerkenswert ist, dass Sauters Monographie während der laufenden UNESCO-Debatte zum Umgang mit dem Rassenbegriff entstand (Müller-Wille 2003; Brittain 2007). Ein 1950 von der UNESCO veröffentlichtes Statement zum Rassenkonzept zielte darauf ab, einen internationalen Konsens zur Ablehnung des wissenschaftlichen Rassismus zu erreichen. Nachdem dieses erste Statement auf erhebliche Kritik gestossen war, überarbeitete eine neue, nun ausschliesslich aus Naturwissenschaftlern zusammengesetzte Gruppe die Stellungnahme und veröffentlichte 1951 ein neues Statement, das wesentlich zurückhaltender formuliert war und sich gegenüber wesentlichen Fragen der

7 Archiv AIZ, Nachlass Schultz, Antrittsvorlesung, 19.1.1952.

Rassenforschung agnostisch verhielt, so etwa zur Frage nach der Schädlichkeit von Rassenmischungen (UNESCO 1952; Müller-Wille 2003, 85).

In der Schweiz waren die Wirkungen dieses UNESCO-Engagements bescheiden. Die Stellungnahmen lösten weder breit wahrnehmbare Diskussionen aus noch bewirkten sie ein Umdenken bei Wissenschaftlern. Sowohl Schlaginhaufen als auch Pittard weigerten sich, die UNESCO-Statements zu kommentieren, obwohl sie eine offizielle Anfrage von der UNESCO erhalten hatten. Sauter hingegen ging in der Einleitung von «Les Races de l'Europe» äusserst kritisch auf die erste UNESCO-Stellungnahme von 1950 ein. In Übereinstimmung mit anderen physischen Anthropologen hielt er vor allem drei Aussagen im UNESCO-Papier für besonders kritikwürdig: erstens die Forderung, den Begriff Rasse fallen zu lassen und durch den Begriff "ethnic group" zu ersetzen, zweitens den Standpunkt, Rasse sei weniger ein biologisches Phänomen als ein sozialer Mythos, und drittens die Feststellung, es würden keine geistigen Rassenunterschiede existieren. Kurzum, Sauters Kritik mündete im Vorwurf, die UNESCO-Deklaration von 1950 leugne «la réalité raciale» (Sauter 1952, 15). In einer kurz vor Drucklegung des Buches hinzugefügten Fussnote nahm er befriedigt zur Kenntnis, dass inzwischen die Erklärung revidiert worden sei. Diese zweite Erklärung sei «tout à fait acceptable» und stehe vollständig in Einklang mit seiner im Buch dargelegten Sichtweise (Sauter 1952, Fn. 1). Tatsächlich hielt die revidierte UNESCO-Erklärung lediglich fest, dass der rein biologische Begriff der Rasse nicht mit kulturellen und politischen Kollektivkategorien vermischt werden dürfe, was der Auffassung von zahlreichen Rassenforschern – von Rudolf Martin bis George Montandon – entsprach. Für Sauter war die zweite UNESCO-Erklärung jedenfalls lediglich eine Bestätigung dafür, dass Rassen eine biologische Realität beschreiben würden, deren Untersuchung die Aufgabe von Naturwissenschaftlern sei.

Um die «réalité raciale» zu erforschen, wandte sich Sauter insbesondere der Blutgruppenforschung zu, ein Forschungsfeld, das in der Mitte des 20. Jahrhunderts international boomte (Germann 2015b; Bangham 2020). Dieses war nicht nur von zentraler Bedeutung für die aufstrebende Disziplin der Humangenetik, sondern lieferte auch neue Impulse für die Rassenforschung: Untersuchungen zur geographischen Verteilung von Blutgruppen schienen nun endlich das Versprechen einzulösen, die Rassenforschung auf eine solide genetische Basis zu stellen. Vor diesem Hintergrund kam es in der Schweiz zu einer erstaunlich engen Kooperation zwischen Rassenanthropologie und der neuen Disziplin der Humangenetik, die sich zu dieser Zeit um eine universitäre Institutionalisierung bemühte (Germann 2016; Geiser 2002).

Besondere Aufmerksamkeit schenkte die Blutgruppenforschung der deutschsprachigen Minderheit der Walser, die hauptsächlich kleine Dörfer im Südosten der Schweiz bewohnten. Seit Ende der 1940er Jahre avancierten diese Walsersiedlungen, die als isolierte Populationen galten, zu den privilegierten Untersuchungsfeldern einer humangenetisch orientierten Rassenforschung. Ein besonders ambitioniertes Projekt, das vom 1952 gegründeten Schweizerischen Nationalfonds finanziert wurde, verfolgte ab 1953 eine neu gegründete Arbeitsgemeinschaft für Walserforschung: Das Ziel bestand darin, die ABO-Blutgruppen und Rhesus-Faktoren in sämtlichen Walsersiedlungen zu bestimmen, die Verwandtschaft der ganzen Bewohnerschaft genealogisch zu bestimmen und sämtliche Einwohner anthropometrisch zu vermessen. Hinzu kam die Bestimmung genetischer Merkmale wie PTC-Taster oder Zungenrollen (Huser et al. 1956). Entsprechend dieser methodischen Heterogenität brachte das Projekt Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zusammen. So waren in der Arbeitsgemeinschaft Rassenanthropologen wie Marc-Rodolphe Sauter und der Schlaginhausen-Schüler Karl Hägler ebenso vertreten wie der Berner Genetiker Siegfried Rosin und der Ophthalmologe Adolphe Franceschetti, die als bedeutende Pioniere der Humangenetik in der Schweiz gelten.

Die Walseruntersuchungen waren zudem durch transnationale Kooperationen geprägt. Die in den Walsersiedlungen entnommenen Blutproben wurden nicht nur in Laboratorien in Bern, Zürich, Basel und Genf, sondern auch im international renommierten "Blood Group Reference Laboratory" in London getestet (Ikin et al. 1957). Projektmitarbeiter reisten zudem in die USA und England, wo sie sich mit führenden Humangenetikern austauschten.⁸ Dabei rezipierten sie auch neue populationsgenetische Ansätze. Im Zentrum des Projektes stand jedoch die Forschungsthese, dass die auffallende Verteilung der Blutgruppen in Walsergebieten auf eine rassische Verwandtschaft der deutschsprachigen Minderheit zurückzuführen sei. Die Arbeitsgruppe verfolgte denn auch ein grundlegendes Ziel: Der Versuch, das «Rassenmässige an den Walsern zu erfassen» (Huser & Moor-Jankowski 1954, 300), sollte dazu dienen, ein exemplarisches Vorgehen für eine humangenetisch fundierte Rassenforschung zu entwickeln. Die Arbeitsgruppe stellte denn auch befriedigt fest, dass ihre anhand der Walser entwickelten Arbeitsmethoden bereits Verwendung für Untersuchungen in Österreich, Ungarn, Frankreich und Spanien gefunden hätten.⁹

8 Archiv SNF, Gesuch Nr. 559, Huser an Lehmann, 28.11.1954.

9 Archiv SNF, Gesuch Nr. 837, Moor-Jankowski an Nationalen Forschungsrat, 12.1.1956.

Die Walseneruntersuchungen in der Nachkriegszeit bilden in gewisser Weise geradezu einen Höhepunkt der Schweizer Rassenforschung: Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit wurde zwar auf dem Gebiet der Rassenforschung oft programmatisch gefordert, aber selten so konsequent in die Praxis umgesetzt. In den Untersuchungen manifestierte sich zudem besonders deutlich die alte Vision der Rassenforschung, rassistische Differenzen und Zugehörigkeiten auf genetischer Basis nachzuweisen. Auf forschungspraktischer Ebene kam es somit im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit, das gemeinhin als *die* Periode des Niedergangs der Rassenforschung gilt, zu einer besonders engen Verbindung von Humangenetik und Rassenforschung.

Erst ab Mitte der 1950er Jahre begann ein Wandel einzusetzen, der sich in den 1960er Jahren beschleunigte. Rassenforschungen verloren insgesamt an wissenschaftlicher Autorität und öffentlicher Präsenz, und die engen Verbindungen von Humangenetik und Rassenforschung begannen sich zu lösen. Zu dieser Entwicklung trugen Dynamiken der Forschung bei, die 1945 noch keineswegs voraussehbar waren. So wirkten etwa in der Walsenerforschung widersprüchliche empirische Befunde, das Austreten neuer Methoden und eine Verlagerung von Forschungsinteressen so zusammen, dass rassistische Deutungen schliesslich an Überzeugungskraft einbüssten (Germann 2013). Mit dem steilen Aufstieg der humanen Zytogenetik Ende der 1950er Jahre entwickelte sich die Humangenetik zudem vermehrt zu einer medizinischen Disziplin, während Rassenfragen in den Hintergrund rückten. Wesentlich für diesen Wandel waren aber auch politische Veränderungen. So setzten ab Mitte der 1950er Jahre transnationale und globale Entwicklungen ein, die dazu führten, dass sich die Resonanz- und Akzeptanzbedingungen von Rassenforschungen verschlechterten. Hier ist erstens der europäische Einigungsprozess zu erwähnen, der Diskurse begünstigte, die Gemeinsamkeiten statt Differenzen innerhalb Europas betonten. Vor diesem Hintergrund verschwanden Begriffe wie nordische, alpine oder mediterrane Rasse, die in der europäischen Rassenforschung eine zentrale Rolle gespielt hatten, in relativ kurzer Zeit fast vollständig aus dem wissenschaftlichen Diskurs. Zweitens begann sich mit der Suezkrise von 1956 das Ende des europäischen Kolonialismus abzuzeichnen. Mit dem beschleunigten Prozess der Dekolonisation, der nun schockartig in den Wahrnehmungshorizont der Europäer rückte, löste sich einer der wichtigsten Legitimations- und Anwendungskontexte der Rassenforschung zusehends auf. Drittens setzte in den 1960er Jahren verstärkt eine öffentliche Thematisierung der Verbrechen im Nationalsozialismus ein, was dazu führte, dass Begriffe wie Rassenhygiene und Rassenforschung nun auch in der Schweiz zunehmend als belastet galten. Im Jahr 1971 entschied sich die Julius-Klaus Stiftung, den Begriff Rassenhygiene aus ihrem Namen

zu streichen und die Statuten grundlegend zu überarbeiten: Die «Verbesserung der weissen Rasse» galt nun nicht mehr als Ziel der Stiftung (Germann 2016, 411–412). Dass dieser Schritt erst mehr als ein Vierteljahrhundert nach Ende des Zweiten Weltkrieges erfolgte, verdeutlicht, wie hartnäckig sich ein wissenschaftlicher Rassismus an Schweizer Universitäten hielt.

Fazit

In Diskussionen zur Geschichte des Rassismus in der Schweiz wird selten auf den Begriff der Rasse eingegangen. Stattdessen betont man zu Recht, wie rassistische Exklusionspraktiken in der Schweiz auch ohne Bezug auf Rassenkonzepte legitimiert und umgesetzt werden konnten. Mit Vorliebe werden deshalb Begriffe wie kultureller Rassismus oder Rassismus ohne Rassen genutzt, um Ausprägungen von Rassismus in der Schweiz zu beschreiben. Andere wenden Begriffe wie *Racelessness* oder *Colorblindness* auf die Schweiz an, um Herrschaftsstrategien zu beschreiben, die in der Schweiz sowohl zur Verschleierung als auch zur Perpetuierung von Rassismus beitrugen. Solche Begriffe bringen wesentliche Muster politischer oder populärkultureller Diskurse in den Blick; sie sind aber wenig geeignet, um den Beitrag zu erhellen, den Schweizer Wissenschaftler:innen und Gelehrte bei der Ausgestaltung und Legitimierung rassistischer Differenzkonzepte leisteten. Es gibt eine lange Tradition der Rassenforschung in der Schweiz, deren Akteur:innen offensichtlich nicht farbenblind agierten. Vielmehr beharrten sie mit viel Autorität auf der Annahme einer «réalité raciale». Ihre zentrale Referenz bildete dabei weder die Schweizer Nation noch die Idee eines «Homo Alpinus», sondern die supranationale und globale Kategorie der «weissen Rasse»: Sie markierte die Differenz zum kolonialisierten Anderen, bildete den Ausgangspunkt für rassistische Klassifikationen in Europa und stellte den normativen Bezugspunkt für Visionen einer internationalen Eugenik dar.

Die Schweizer Rassenforschung bildete sich unter den epistemischen und politischen Voraussetzungen des europäischen Imperialismus heraus und profitierte davon, als sich im zunehmend faschistisch dominierten Europa der 1930er Jahre die Nachfrage nach rassenanthropologischer Expertise erhöhte. Auch nach 1945 verfügte die Schweizer Rassenforschung an den Universitäten über ein erhebliches Renommee, das nicht zuletzt auf ihrer ausgeprägten Internationalität beruhte. Für die internationale Forschung waren die beiden anthropologischen Institute in Genf und Zürich gerade deshalb attraktiv, weil sie in einem neutralen Land ohne Kolonien gelegen waren. Die dort entwickelten Konzepte, Methoden und Instrumente galten als Garanten für

eine objektive, politisch neutrale Forschung, womit sie besonders geeignet schienen, rassistischen Deutungen wissenschaftliche Autorität zu verleihen. Vor diesem Hintergrund bestimmten Schweizer Rassenforscher international mit, wie Rassen definiert und klassifiziert wurden. Sie waren folglich keineswegs nur passive Rezipienten von europäischen Rassenvorstellungen. Vielmehr trugen sie auf globaler Ebene dazu bei, rassistisches Differenzwissen zu prägen, zu legitimieren und zu verbreiten. Schweizer Akteure und Institutionen waren somit in die Globalgeschichte des wissenschaftlichen Rassismus involviert.

Literaturverzeichnis

Archive

Archiv der Universität Zürich (UAZ)

Archiv des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich (Archiv AIZ)

Archiv des Schweizerischen Nationalfonds (Archiv SNF)

Gedruckte Quellen

Huser, Hansjürg & Jan K. Moor-Jankowski. 1954. Genetische Untersuchungen der sero-anthropologischen Zusammenhänge in zwei Walsertälern. *Archiv der Julius Klaus-Stiftung* 29(3/4): 298–304.

Huser, Hansjürg, Jan K. Moor-Jankowski & Siegfried Rosin. 1956. Neue serologische Untersuchungen bei den Walsern und Romanen in Graubünden, durchgeführt im Jahre 1954. *Schweizerische Medizinische Wochenschrift* 86 (Separatdruck).

Ikin, Elisabeth W., Arthur E. Mourant, Ada C. Kopec, Jan K. Moor-Jankowski & Hansjürg Huser. 1957. The Blood Groups of the Western Walsers. *Vox Sanguinis* 2: 159–174.

Inan, Afet. 1941. *L'Anatolie, le pays de la «race» turque: Recherches sur les caractères anthropologiques des populations de la Turquie, enquête sur 64 000 individus*. Genève: Georg & Cie.

Martin, Rudolf. 1901. *Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach: Eine akademische Antrittsrede*. Jena: Gustav Fischer.

Montandon, George. 1915. *Frontières nationales. Détermination objective de la condition primordiale nécessaire à l'obtention d'une paix durable*. Lausanne: Imprimeries Réunies.

Niceforo, Alfredo & Eugène Pittard. 1926. *Considérations sur les rapports présumés entre le cancer et la race, d'après l'étude des statistiques anthropologiques et médicales de quelques pays d'Europe*. Genève: Publications de la Société des Nations.

- Pittard, Eugène. 1920. *Les peuples des Balkans: Recherches anthropologiques dans la Péninsule des Balkans, spécialement dans la Dobroudja*. Genève: Georg & Company.
- Pittard, Eugène. 1924. *Les Races et l'Histoire*. Paris: La Renaissance du Livre.
- Sauter, Marc-R. 1952. *Les races de l'Europe*. Paris: Payot.
- Schlaginhaufen, Otto. 1916. *Sozial-Anthropologie und Krieg*. Zürich: Rascher.
- Schlaginhaufen, Otto. 1928. Untersuchung der schweizerischen Stellungspflichten, 1. Bericht. *Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie* 4: 7–17.
- Stiftungsreglement der Julius Klaus-Stiftung. 1922. Zürich: Bühler-Buchdruck.
- UNESCO. 1952. *The Race Concept: Results of an Inquiry*. Paris: UNESCO.

Literatur

- Bangham, Jenny. 2020. *Blood Relations: Transfusion and the Making of Human Genetics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Barkan, Elazar. 1992. *The Retreat of Scientific Racism: Changing Concepts of Race in Britain and the United States between the World Wars*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brittain, Michelle. 2007. Race, Racism, and Antiracism: UNESCO and the Politics of Presenting Science to the Postwar Public. *American Historical Review* 112(5): 1368–1413.
- Cassata, Francesco. 2011. *Building the New Man: Eugenics, Racial Science and Genetics in Twentieth-Century Italy*. Budapest: CEU Press.
- Chaoui, Natalie J. 2004. *Messzirkel und Schrotflinte: Das primatologische Werk von Adolph Hans Schultz (1891–1976)*. Marburg: Basilisken-Press.
- Evans, Andrew D. 2010. Science Behind the Lines: The Effects of World War I on Anthropology in Germany. In Reinhard Johler, Christian Marchetti & Monique Scheer (Eds.), *Doing Anthropology in Wartime and War Zones: World War I and the Cultural Sciences in Europe* (pp. 99–122). Bielefeld: Transcript.
- Geiser, Marc. 2002. Medical Genetics and Scientific Expertise in Switzerland in the 1940s. *American Journal of Medical Genetics* 115(2): 94–101.
- Germann, Pascal. 2013. The Abandonment of Race: Researching Human Diversity in Switzerland, 1944–1956. In Bernd Gausemeier, Staffan Müller-Wille & Edmund Ramsden (Eds.), *Human Heredity in the Twentieth Century* (pp. 85–100). London: Pickering & Chatto.
- Germann, Pascal. 2015a. Race in the Making: Colonial Encounters, the Practice of Anthropometric Measurements and the Global Entanglements of Swiss Racial Science, 1900–1950. In Harald Fischer-Tiné & Patricia Purtschert (Eds.), *Colonial Switzerland: Rethinking Colonialism from the Margins* (pp. 50–72). Basingstoke: Palgrave Macmillan.

- Germann, Pascal. 2015b. Mobilisierung des Blutes: Blutspendedienst, Blutgruppenforschung und totale Landesverteidigung in der Schweiz, 1940–1960. *Gesnerus. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften* 72(2): 289–313.
- Germann, Pascal. 2016. *Laboratorien der Vererbung: Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz, 1900–1970*. Göttingen: Wallstein.
- Germann, Pascal. 2017. Rassenhygiene auf neutralem Terrain. In Daniel Kurjaković, Franziska Koch & Lea Pfäffli (Hrsg.), *The Air Will Not Deny You: Zürich im Zeichen einer anderen Globalität* (S. 134–137). Zürich: Diaphanes.
- Germann, Pascal. 2021. Race in Post-War Science: The Swiss Case in a Global Context. *History of the Human Sciences*, published online: 27 May 2021, DOI: <https://doi.org/10.1177/09526951211010385>.
- Hafner, Urs. 29.06.2017. Die Forschung suchte den «reinrassigen Alpinen». *Neue Zürcher Zeitung*.
- Keller, Christoph. 1995. *Der Schädelvermesser: Otto Schlaginhaufen – Anthropologe und Rassenhygieniker. Eine biographische Reportage*. Zürich: Limmat Verlag.
- Keller, Erich. 2006. Das Herauskristallisieren der Rasse: Vom langsamen Verschwinden eines Phantoms am Anthropologischen Institut in Zürich. *Historische Anthropologie* 14(1): 49–67.
- Kieser, Hans-Lukas. 2007. Türkische Nationalrevolution, anthropologisch gekrönt: Kemal Atatürk & Eugène Pittard. In Hans-Lukas Kieser (Ed.), *A Quest for Belonging: Anatolia Beyond Empire and Nation (19th–21st Centuries)* (pp. 395–410). Istanbul: Isis Press.
- Knobel, Marc. 1999. George Montandon et l’ethno-racisme. In Pierre-André Taguieff (éds.), *L’Antisémitisme de Plume, 1940–1944* (pp. 277–293). Paris: Berg International Éditeurs.
- Krassnitzer, Patrick. 2007. «Le meilleur fourrier de l’Hitlérisme»: George Montandon und die französische Eugenik 1930–44. In Patrick Krassnitzer & Petra Overath (Hrsg.), *Bevölkerungsfragen. Prozesse des Wissenstransfers in Deutschland und Frankreich (1870–1939)* (S. 155–182). Wien: Böhlau.
- Kühl, Stefan. 2014. *Die Internationale der Rassisten: Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*, 2. aktualisierte Auflage. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lemberg, Hans. 2000. Grenzen und Minderheiten im östlichen Mitteleuropa – Genese und Wechselwirkungen. In Hans Lemberg (Hrsg.), *Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuelle Forschungsprobleme* (S. 159–182). Marburg: Verlag Herder-Institut.
- Lowe, Keith. 2012. *Savage Continent: Europe in the Aftermath of World War II*. New York: St. Martin’s Press.

- Marchal, Guy P. 2008. National Historiography and National Identity: Switzerland in Comparative Perspective. In Stefan Berger & Chris Lorenz (Eds.), *The Contested Nation. Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories* (pp. 311–338). New York: Palgrave Macmillan.
- Morris-Reich, Amos. 2013. Anthropology, Standardization and Measurement: Rudolf Martin and Anthropometric Photography. *The British Journal for the History of Science* 46(3): 487–516.
- Müller-Wille, Staffan. 2003. Was ist Rasse? Die UNESCO-Erklärung von 1950 und 1951. In Petra Lutz (Hrsg.), *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung* (S. 79–93). Köln: Böhlau.
- Naimark, Norman M. 2004. *Flammender Hass: Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*. München: Beck.
- Reubi, Serge. 2010. Eugène Pittard, un savant contre les intellectuels? Sur certaines limites du concept d'intellectuel. *traverse* 17(2): 38–49.
- Schär, Bernhard C. 2015. *Tropenliebe: Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Schmuhl, Hans-Walter. 2003. Rasse, Rassenforschung, Rassenpolitik: Annäherungen an das Thema. In Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.), *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933* (S. 7–37). Göttingen: Wallstein.
- Stepan, Nancy L. 1982. *The Idea of Race in Science: Great Britain, 1800–1960*. London: Macmillan.
- Todorova, Maria. 1999. *Die Erfindung des Balkans: Europas bequemes Vorurteil*. Darmstadt: Primus Verlag.
- Wailoo, Keith. 2011. *How Cancer Crossed the Color Line*. Oxford: Oxford University Press.